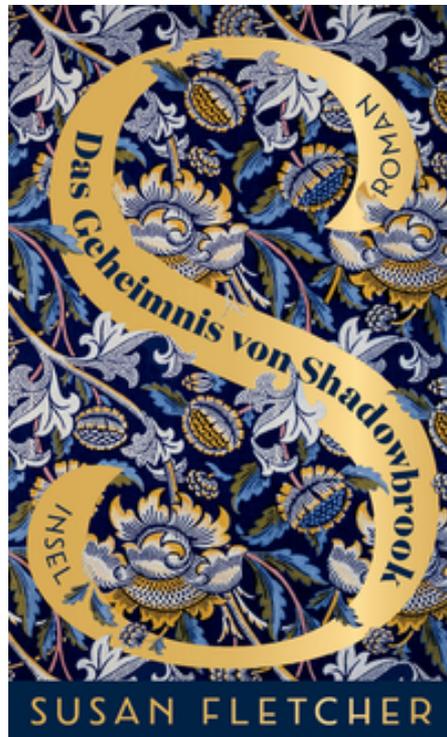


Insel Verlag

Leseprobe



Fletcher, Susan

Das Geheimnis von Shadowbrook

Aus dem Englischen von Marieke Heimburger

© Insel Verlag

978-3-458-17816-3



Susan Fletcher

Das Geheimnis von Shadowbrook

Roman

Aus dem Englischen
von Marieke Heimbürger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *House of Glass*
bei Virago Press, einem Imprint von Little, Brown, London.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© Susan Fletcher, 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17816-3

Für Olli

I

Mit meinem Gerüst stimmt etwas nicht. Also mit meinem Skelett – dem Teil von mir, über den alles andere gespannt, an dem alles befestigt ist. Ich habe Knochenmark und Hohlräume, ich habe die glatten, runden Enden, die sich in Gelenke fügen – es fehlt kein einziges Teil. Aber meine Knochen sind zerbrechlich. Sie knacken bei jeder Bewegung. Als Kind habe ich mir durch die kleinste Geste, wenn ich nur den Kopf hob, Knochenbrüche zugezogen. So leicht, dass selbst die Ärzte erschrocken zurückzuckten und den Kopf schüttelten: völlig marode Knochen.

Die lateinische Bezeichnung meines Leidens ist zu lang, als dass man sie beiläufig erwähnen könnte. *Osteogenesis imperfecta*. Zweiundzwanzig Buchstaben, die den Kiefer knirschen lassen und die wir anfangs langsam üben mussten. Meine Mutter flüsterte die beiden Worte wie ein Gebet oder eine Beschwörungsformel. Auch ich sprach sie, wenn ich allein war, manchmal vor mich hin. Aber wir verwarfen sie schon bald und ersetzten sie durch *Claras Knochen*. Das hatte ich in den Zimmern und auf den Fluren des Krankenhauses aufgeschnappt – und diese wesentlich greifbareren, vertrauenswürdigeren Worte trugen in sich, dass dieses Leiden mein eigenes war. Dass es in ganz London oder sonst wo niemand anderen gab, dessen Rippen brachen, wenn er nieste. Dessen Zähne abbrachen, wenn er mit einem Löffel dagegenstieß.

Inzwischen hat die Krankheit mich weniger fest im Griff. Ich bin immer noch von seltsamer Gestalt. Das Weiße meiner Augen schimmert immer noch bläulich – so wie Milch im Glas. Und meine Haut ist an manchen Stellen blasser – nämlich da, wo sie sich über verheilte Knochenbrüche strecken muss: eine hervorstehende Rippe, mein eingedrücktes Schlüsselbein. Darum werde ich diese lateinische Bezeichnung und ihre Bedeutung nie ganz loswerden. Doch jetzt bin ich wenigstens ausgewachsen. Meine Knochen sind stärker geworden, sie haben sich gefestigt.

Aber als Kind brach ich sie mir oft. Ich lebte in einer Welt aus Ärzten und Schienen, aus Tinkturen, die mir seltsame Knochenräume bescherten. Immer wieder schwoll ich irgendwo an, Blutergüsse wanderten über meinen Körper wie Stürme oder Fluten – sanft, in sämtlichen dunklen Schattierungen. Der erste Bruch, an den ich mich erinnern kann, widerfuhr mir im Winter: Ich stand auf der Treppe vor der Haustür und bestaunte den Schnee, und das hörbare Knacken in meinem Arm wurde nicht durch einen Sturz verursacht, sondern durch meine Mutter, die mich plötzlich packte und festhielt, um mich vor einem Sturz zu bewahren. Sie war ganz richtig ihrem Instinkt gefolgt, doch ihr Griff brach mir den Oberarmknochen – und ihr fast das Herz. Untröstlich saß sie an meinem Bett, wiegte sich und murmelte vor sich hin.

Mal brach ich mir auf der Regent Street den Kiefer. Mal stieß ich mit einem Passanten zusammen und brach mir die Rippen, worauf ich jäh den Atem ausstieß und auf dem Boden zusammensank, als hätte man die Luft aus mir herausgelassen. Mal kugelte ich mir auf dem Trafalgar Square die Schulter aus, als ich die Hand nach einem vorbeiflatternden Vogel ausstreckte – und mein Aufschrei ließ alle ande-

ren Vögel auffliegen, so viele, dass ich ihren Luftzug spürte. Danach verfügten die Ärzte, dass mein Leben von nun an ausschließlich drinnen stattfinden müsse. Bis ich ganz ausgewachsen wäre, sollte ich zu meiner eigenen Sicherheit das Haus nicht mehr verlassen. Als meine Mutter protestierte – *Aber sie ist doch ein Kind!* –, verwiesen sie auf die anderen, kleineren Knochen in meinem Nacken. Die Halswirbel und ihre Funktion. »Begreifen Sie, was das für Ihre Tochter bedeuten könnte, Mrs Waterfield?« Und dann erwähnten sie noch den sehr fragilen Teil meines Schädels, der aufbrechen könnte wie ein Ei.

Zu Hause wurde alles gepolstert. Mit Samt und Daunen, bestickten Kissen, Perserteppichen und Seide. Wir hatten einen Globus. Und ein Schaukelpferd, das ich zwar anfassen, auf dem ich aber nicht reiten durfte. Meine Eltern brachten mir aus der turbulenten Welt draußen Dinge mit, von denen sie glaubten, dass sie mir vielleicht fehlen könnten: Tannenzapfen und Taubenfedern; den Pferdegeruch an den roten Handschuhen meiner Mutter, den ich mit geschlossenen Augen einsog. Sie erzählten mir, wie der Fluss in der Dämmerung ausgesehen hatte. Wie die Weihnachtssänger gesungen hatten, trotz des Regens. Als Mr Jamrachs Menagerie einen Bären erwarb, streckte meine Mutter die Arme weit empor und sagte: »Der Bär ist so groß, Clara! Und so breit!«

In jedem Zimmer standen Blumen. An den Wänden hingen Karten ferner Länder. Einmal im Herbst bat ich um echtes Laub von den Bäumen, über die ich in Büchern gelesen hatte – Bergahorn, Buche, Kastanie, Eiche –, und meine Mutter streifte durch sämtliche Londoner Parks. Jeden Tag beschrieb sie mir, was sie gesehen hatte: einen wunderhübschen Hut oder einen eleganten Schnurrbart oder ein Pferd mit ei-

nem sternförmigen Abzeichen auf der Stirn. Sie berichtete von Schornsteinfegern und Fuchsstolen – und wenn sie mal nicht aus dem Haus ging, erzählte sie mir eine ihrer Geschichten aus Indien und gab mir das Gefühl, selbst weitgereist und weltgewandt zu sein. Möbelecken waren mit Stoff abgepolstert. Glaswaren wurden außerhalb meiner Reichweite aufbewahrt. Um meine Zähne zu schonen, dünstete Millicent – unser Dienstmädchen – das Obst, bis es jegliche Form und jeden Geschmack verloren hatte. Sie buk extra weichen Lebkuchen.

Vor allem aber gab es bei uns zu Hause Bücher. Bücher waren mein Trost. Denn wenn ich schon nicht in der strahlenden, fabelhaften Welt da draußen herumlaufen konnte, so konnte ich wenigstens drinnen von ihr lesen. In Büchern, so sagte man mir, stünde das alles drin. Und so wurde das Esszimmer zu meinem siebten Geburtstag in eine Bibliothek verwandelt, ein Zimmer voller Regale und Karten und Gobelins, mit einer Leselampe mit Fransen am Schirm und einem Konzertflügel, auf dem ich wegen meiner Finger und Handgelenke nicht spielen konnte – dafür spielte meine Mutter, und zwar sehr gut. Es gab eine Chaiselongue, die zunächst moosfarben war. Doch je mehr ich las, je mehr Karten ich studierte, desto mehr verwandelte sich das tiefe, samtige Grün in die Farbe von Kolibriflügeln oder von Othellos Neid oder von Edelsteinen, die am Äquator im Boden schlummerten. Das Grün eines winzigen Ochsenfroschs.

Meine Mutter unterrichtete mich. Sie hatte betont, dass sie mehr als genug Bildung besitze, um die Hauslehrerin ihres einzigen Kindes zu sein – und stimmte das etwa nicht? Chemie und Multiplikation, Sternbilder und französische Verben. Und natürlich kannte sie das menschliche Skelett, seit meiner Geburt hatte sie alles über sämtliche Knochen ge-

lernt – wo sie sich befanden, was ihre Funktion war, wie sie auf Lateinisch hießen. Welches Geräusch sie machten, wenn sie brachen. Sie konnte Knochen aufsagen wie die Kontinente.

Wir hatten Bücher über die arktische Tundra. Über Muscheln. Über Dinosaurier. Darüber, wie Bienen Honig machen. Über den Krimkrieg. Bis in den Abend redeten wir über die höchsten Berge der Welt und Magellans Route und die Eigenschaften von Quecksilber und über Eulenreviere und die Suffragette Emmeline Pankhurst – »*Verstehst du mich, Clara?*« –, über die griechischen Göttinnen und Götter und ihre späteren römischen Namen. Manchmal klopfte ich an Patricks Tür, er sah vom Schreibtisch auf und ließ den Füller sinken. »Was hast du heute gelernt?« Und freudestrahlend gab ich Auskunft: Saturn ist der Planet mit den Ringen. König Richard hat die ersten Kreuzzüge angeführt. Und er sagte *Du meine Güte!*, als hätte er das alles nicht gewusst.

In unserer Bibliothek gab es auch Romane. Die las meine Mutter. Sie verschlang sie förmlich: Milton und Brontë und aus dem Russischen übersetzte Bücher, so dick, dass sie mir leicht einen Knochen hätten brechen können. Ich aber las lieber vom wirklichen Leben. Ich wollte Fakten – niedergeschrieben von Menschen, die tatsächlich geklettert oder geschwommen waren, die tatsächlich getanzt oder sonst wie *getan* hatten, worüber sie schrieben, Menschen, die sich das alles nicht nur ausgedacht hatten. Zum Geburtstag wünschte ich mir immer wieder Almanache. Ich mochte Kalender, ihrer geordneten Form wegen, wo alles seinen Platz hatte. Und seither frage ich mich, ob ich damit etwas kompensieren wollte. Ob ich, weil ich meinem eigenen Gerüst nicht trauen konnte, nach anderen Dingen suchte, auf die Verlass war: Wörterbücher, Tabellen, Fachliteratur. Botanische Zeich-

nungen. Vogel-Enzyklopädien. Das in Leder gebundene, duftende Buch zur Anatomie des Menschen gab mir so viel mehr als Knochen: Organe und Gefäße, Muskeln und Wörter wie »Herzkammer«.

Mein Stiefvater war es, der all das beschaffte. Wenn er abends mit Büchern beladen nach Hause kam, trampelte Patrick sich im Flur so nachdrücklich den Regen von den Schuhen, dass ich fürchtete, er könnte dabei zerbrechen. Patrick war so hager. So blass, fast blutleer. Ein scheuer, wortkarger Brillenträger, der nur selten mit den Augen lächelte. Er las auch nur selten Bücher – und er war noch nie irgendwo anders als in London gewesen. Es mutete seltsam an, dass ein Mann wie er für die knackende Tochter seiner Frau eine Bibliothek einrichtete und ein Schaukelpferd kaufte. Vielleicht war es Mitleid. Denn auch Patrick wusste, was es hieß, sich stets drinnen aufzuhalten.

Tagsüber arbeitete er in einer Bank in der Nähe von Charing Cross, die Nächte und Wochenenden verbrachte er in seinem Arbeitszimmer, in dem die Vorhänge stets halb zugezogen waren. Umgeben von Mahagonimöbeln und einer Waguhr, die zu jeder vollen Stunde schlug, saß er Pfeife rauchend da und las Zeitung. Ab und zu spielte er mit meiner Mutter Schach – dann war die Tür nur angelehnt, damit ich ihnen zusehen konnte –, eine stille, gemächliche Angelegenheit, während der sie nur wenig sprachen, sie kommentierten höchstens das Spiel oder wechselten Bemerkungen zu meinen Knochen. Doch sie schienen zufrieden zu sein – mit ihrer Ehe, die so viele große Wüstenflecken aufwies. Manchmal spielte Patrick auch eine Partie mit einem Freund – einem zurückhaltenden, nach Pomade duftenden Mann. Bei diesen Spielen konnte ich nicht zusehen, weil sie hinter ver-

schlossener Tür stattfanden – und das Schlüsselloch war zu klein, als dass ich dadurch etwas hätte sehen können. Ich lungerte derweil im Flur herum und beäugte den an der Garderobe hängenden Filzhut.

Meine Mutter – Charlotte – war völlig anders. Sie strahlte, gestikulierte und war abenteuerlustig. Sie war auch viel lieber draußen als drinnen, oft stand sie ohne jeglichen für mich ersichtlichen Grund barfuß im Garten. Sie war nicht groß – aber robust. Charlotte konnte kämpfen, sich wehren; sie ging für die Rechte der Frauen auf die Straße, und wenn sie wiederkam, legte sie sich auf die grüne Chaiselongue, ganz außer Atem vor Zorn oder Stolz oder Erschöpfung. Sie erzählte mir seltsame, exotische Geschichten aus ihrer Kindheit, über die ich oft noch tagelang nachdachte: Sorbets im Hotel Peliti oder nachtblühende Blumen, die bei Sonnenaufgang aufhörten zu duften. Leoparden, die auf Bäumen schliefen und dabei alle vier Tatzen und den Schwanz herunterhängen ließen.

Ein seltsames Paar, sagte Millicent einmal, als sie die Rinde von meinem Brot abschnitt. Wie hätte ich ihr nicht zustimmen sollen? Sie waren so unterschiedlich wie Sonne und Mond. Der eine zog sich in ein verdunkeltes Zimmer zurück. Die andere liebte die frühen Morgenstunden und wirkte wie aus Licht gemacht.

Meine kleine, tapezierte Welt. Ich war fleißig, man kümmerte sich um mich – und an guten Tagen konnte ich zwitschern wie ein Vögelchen. Aber ich hatte auch eine dunkle Seite. Manchmal verkroch ich mich wochenlang hinter meinen Büchern und aß nichts, manchmal schimpfte ich über mein Eingesperrtsein, als sei es die größtmögliche Grausamkeit. Dann versuchte ich, Fenster zu öffnen, oder schleuderte Bü-

cher quer durch das Zimmer – was meine Mutter jeweils mit bösen Blicken quittierte. »Deine Knochen, Clara! Schon vergessen?« Einmal entgegnete ich, meinen Knochen gehe es ganz hervorragend, eine ständige Überwachung meines Lebens sei nicht mehr nötig – und kleidete mich an, als wollte ich hinaus auf die Straße gehen: Ausgerüstet mit Millicents Schal und Hut bat ich meine Mutter, mich vorbeizulassen, aber sie weigerte sich. Sie stand vor der Haustür, den Zeigefinger mahnend erhoben. Mit wütender Miene erinnerte sie mich an ausgekugelte Gelenke.

Renitent nannte Millicent mich. Sie raunte das Wort einem Huhn zu, während sie es rupfte – ich hatte es vorher noch nie gehört. Ich schlug es im Wörterbuch nach: *aufmüpfig*. Ein Neuzugang auf meiner persönlichen über die Jahre gesammelten Liste von Adjektiven: dickköpfig, verwöhnt, bedauernswert, ungezogen. Traurig. Zu anspruchsvoll. *Armes kleines Ding*. Auch müde – eine Begleiterscheinung meiner Krankheit war bleierne Müdigkeit, die mir abends wie feuchte Luft in die Knochen kroch. Aber ich war auch des Lebens müde, des Lebens, das ich führte – der langen, immer gleichen Tage, an denen ich den Wind nur als ein Rauschen im Schornstein kannte und das echte Leben nur aus Büchern. Meine Mutter wusste, wann es mir so ging. Sie wusste, wann ich in den Arm genommen werden musste. Und abends, wenn sie mich zudeckte, sprach sie davon, wie alles werden würde, wenn ich erst erwachsen wäre – stark, behände und unversehrt. »Eines Tages wirst auch du reiten.«

Und dennoch brach ich mir die Knochen. Sämtliche Kissen und Vorsichtsmaßnahmen konnten nicht verhindern, dass mir hin und wieder ein Zahn abbrach oder ich mir den Zeh an einem Möbelbein stieß und zertrümmerte. Meine Knie knickten unter mir weg. Ich brach mir die Rippen, wenn ich

schlecht träumte oder im Winter mal zu kräftig nieste – und eines Nachmittags, ich war schon kein Kind mehr, stieß ich mit der Hüfte gegen das Treppengeländer. Der Bruch war deutlich zu hören, die Schmerzen so unmittelbar und heftig, dass sich mein Mund mit bitterem Speichel füllte und die Welt um mich herum kurz schwarz wurde. Ich hatte mir den Oberschenkel gebrochen: Drei Monate lang war ich anschließend von Medikamenten benommen auf einem Brett festgebunden, würdelos. Ich nahm ab. Wenn ich konnte, weinte ich – still, zur Wand gewandt. Mein einziger Trost waren die Fürsorge meiner Mutter und ihre Geschichten – Geschichten aus dem Land, in dem sie gelebt hatte, bevor sie mich bekam, einem Land, in dem es zu jeder vollen Stunde regnete. Wo Männer auf den Märkten mit Eis handelten.

Damals hieß sie noch Charlotte Pugh. Sie war die Tochter eines Colonels der britischen Armee und seiner pflichtbewussten Ehefrau, die Kalkutta gehasst hatte. Die Hitze und die Märkte. Den Hafengeruch und die Geckos, die über die Anrichten flitzten und ihre Exkreme auf Tellern hinterließen. Und so verbrachten sie die heißen Monate immer wieder im Norden, in Simla. Im Land des High Tea. Wo Rasantennis und Whist gespielt wurde.

»Hat es dir dort gefallen?«

Ein Schrein für einen Affengott auf dem Jakku Hill. Streunende Hunde, die unter dem Kasuarinenbaum schliefen. »Ja, das hat es.«

»Und warum bist du dann fortgegangen?«

Sie erzählte von einem Vogel, von einem Hirtenmaina, der mit einem Stock geschlagen und dann freigelassen wurde, nachdem er ein sündiges Wort ausgesprochen hatte – und ich ahnte, dass Charlotte weggeschickt worden war. Aber

warum? Sie antwortete nicht direkt. Sagte nur, dass sie zu kühn und ihr Gefieder zu schwarz gewesen sei für ihre Eltern, die Wert auf Glauben und Disziplin legten und die ihr nicht verzeihen konnten – aber was machte das schon? »Jetzt bin ich rundherum glücklich.«

Sie lächelte – aber ich war nicht überzeugt. »Was konnten sie dir nicht verzeihen?«

Doch sie antwortete nicht. Meine Mutter deckte mich ordentlich zu, meinte, Millicent rufen gehört zu haben, und verließ das Zimmer. Ich betrachtete ihren Stuhl und spürte die Lüge.

Ich fragte sie wieder. Ich wollte mich nicht abwimmeln lassen. Und so sagte ich eines stickigen Abends im Spätsommer – ich lag auf meinem Holzbrett, meine Mutter saß neben mir, ein Bein untergeschlagen, und las –: »War mein Vater schuld?«

Sie sah von ihren Gedichten auf, Wachsamkeit im Blick.

»Daran, dass sie dich weggeschickt haben. Weil du so ein schwarzes Gefieder hattest. War es seine Schuld?«

Charlotte wirkte wie in die Enge getrieben. Langsam schlug sie das Buch zu und legte es beiseite. Dann betrachtete sie die Wand. Dann antwortete sie auf meine Frage – teilweise zumindest. »Ich war neunzehn, Clara. Ich war noch jung – aber ich hielt mich für viel älter. Und klüger. Aber ich war nicht klüger. Und hinterher stand ich an Deck eines Schiffs namens *Persia* und sah Kalkutta immer kleiner werden.«

Stundenlang habe sie sich an der Reling festgehalten. Ihr sei übel gewesen, aber nicht nur vom Seegang. Und ich verstand einen Teil ihrer Geschichte – aber nicht alles. »Sie haben dich wegen mir weggeschickt? Weil ich in deinem Bauch war?«

»Wegen dir? Oh, nein, nicht wegen dir. Wie sollte das denn gehen? Du bist doch das Beste, was ich habe, schon vergessen? Nein – ich trug keinen Ehering.«

»Warum?«

»Darum.«

»Wer war er? Mein richtiger Vater?« Eine unschuldige, unbedeutende Frage.

Aber die Frage war nicht unbedeutend. Sie veranlasste meine Mutter, sich zu verschließen – wie ein Luftzug eine Tür schloss. Sie erhob sich, das Buch in der Hand. »Dein Vater«, sagte sie, »ist Patrick. Dein Familienname ist Waterfield. Brauchst du noch etwas Wasser, Clara?«

In jener Nacht verstand ich es. Das war doch ein seltsamer Tausch gewesen: Indische Sommer, der Duft von Jasmin und ihre Familie – gegen was? Gegen London. Gegen ewiges Grau. Gegen ein Leben mit einem Mann, der sie kaum je anrührte, der keine Bücher las und den Monsun nicht kannte. Und warum? Um den Anstand zu wahren, vermutete ich. Eine Frau mit einem Kind konnte nicht allein leben, sie brauchte einen Ehemann. Ein Kind brauchte einen Vater. Und ich dachte, kein Wunder, dass sie auf die Straße geht. Kein Wunder, dass sie mir erklärt, dass die Stärke eines Menschen nicht in seinen Knochen liegt.

Der Morgen graute, und mir wurde bewusst, wie sehr meine Frage sie verletzt hatte. Und dass ich meine Mutter zu sehr liebte, als dass ich sie jemals wieder so etwas fragen würde. Wozu auch? Ich war eine Waterfield. Patrick erzählte Anekdoten aus meinen ersten Lebenswochen – wie es Väter nun mal tun. Nie wieder würde ich Fragen zu dem schwarz gefiederten Vogel oder Eheringen stellen. Ich ließ die *Persia* weiter gen Süden segeln.

Der Bruch in meinem Oberschenkel heilte nicht. Jedenfalls nicht so, wie er sollte. Mein linkes Bein war hinterher kürzer. Ich hatte Unglück im Glück.

»Vielleicht würde es helfen, wenn du ein bisschen herumläufst«, schlug meine Mutter vor. »Ein bisschen mehr als sonst.« Denn in unseren tapezierten Räumen waren keine längeren Spaziergänge möglich.

Die Ärzte pflichteten ihr bei: Es wurde Zeit. Und so hieß es an einem strahlenden, kalten Donnerstagsmorgen Ende Oktober – drei Tage nach meinem achtzehnten Geburtstag – endlich, ich sei stark genug, zusammen mit meiner Mutter das Haus zu verlassen. Ich stand extra früh auf. Meine Mutter steckte mir die Haare hoch und tupfte etwas Rosenwasser auf meine Handgelenke. Sie bewunderte mich im Spiegel im Flur, stand mit den Händen auf meinen Schultern hinter mir, und in dem Augenblick sahen wir uns sehr ähnlich. »Bist du bereit, Clara?«

Ich betrat eine Welt aus Laubgeruch und Pfeifenrauch, aus dem Rufen der Gänse über uns. Aus sich über die Themse reckenden Brücken und Omnibussen und Leierkästen und einer Luft, die sich anfühlte, als würde ich kaltes Wasser trinken, immer wieder – und eine Zeitlang vergaß ich mein Unglück im Glück. Aber dann erinnerte ich mich wieder daran. Ich sah mein Spiegelbild in einem Schaufenster. Ich lief weiter – energisch, damit mein Humpeln nachließ oder ganz verschwand. Aber es blieb. Es ließ mich nicht in Ruhe: ein ausgeprägtes, drehendes Schleifen, das es mir unmöglich machte, mich schnell fortzubewegen. Ich wogte wie Wellen auf See, schraubte mich durch die Gegend wie ein Stößel durch einen Mörser.

Krüppel. Da war es plötzlich, als neuer Teil meines Lebens. *Hast du das Mädchen gesehen ... ?* Als meine Mutter das hör-

te, versuchte sie, mich abzulenken, indem sie auf die kunstvollen Tore zum Richmond Park und ein Werbeplakat für einen Zirkus hinwies. Aber ich hatte es gehört, und ich vergaß es nicht.

Am Abend sagte ich kaum etwas. Meine Knochen schmerzten vom vielen Gehen. Ich war erschöpft und roch nach Kohlenfeuer. Vor allem aber war ich traurig. Die Vorstellung, den Rest meines Lebens zu humpeln, fand ich unerträglich. Von jetzt an würde ich für immer ein *Krüppel* und nie wie die anderen sein. Und was war mit dem *eines Tages*, das meine Mutter mir immer zugeflüstert hatte, um mich zu trösten? Was war mit jenem Tag in der Zukunft, an dem ich auf einem echten Pferd reiten würde? Ich würde nie auf einem echten Pferd reiten.

Ich musste mich auf einen Stock stützen. Patrick kaufte ihn mir – und in gewisser Weise war er richtig schön. Walnussholz mit einer silbernen Spitze. Ein runder, silberner Griff, der sich so fest in meine Handfläche drückte, dass ich anfangs Blutergüsse bekam. Beim Gehen machte mein Stock leise, klickende Geräusche.

Ich schwor mir, mich nicht in dämmrige Räume zurückzuziehen. Ich würde mich vor dem *Krüppel* nicht verstecken und abends nicht heimlich weinen wie ein Kind – weil Entdeckungsreisende und Königinnen das nicht taten. Ich wollte lieber vorwärts gehen. Ich sah mir die Kunst, die Straßen und die Sehenswürdigkeiten an, von denen ich gehört hatte, ich erforschte London Straßenzug um Straßenzug. Meine Mutter begleitete mich. Sie ging zwischen mir und der Bordsteinkante, sie funkelte alle an, die uns zu nah kamen oder sich zu schnell bewegten – und bei feuchter Witterung winkte sie eine Droschke herbei, damit ich nicht irgendwo aus-

rutschte. Aber vor allem benannte sie alles, was wir passierten, damit ich es kennenlernte, damit ich alles begriff. Die Hansom-Kutsche. Der Humpelrock. Das Alhambra Theater am Leicester Square. Die Veilchenverkäufer und die Baptistenprediger und die kleinen Pasteten, die an den Straßenecken von Jungs verkauft wurden, die halb so alt und groß waren wie ich. Sie brachte mir den Umgang mit Geld bei. Benannte jede Frucht auf dem Markt. Und in der National Gallery zeigte sie mir Kunstwerke, die die knienden Weisen aus dem Morgenland darstellten oder eine ruhende Venus oder wie Samson das Haar abgeschnitten wurde, und auf einmal kamen mir Bücher so unwichtig und klein vor.

Hinterher nahm sie mich mit zum Tee im The Strand. »Wie haben dir die Gemälde gefallen, Clara?« Die Spitze an den Servietten war hauchzart, die Küchlein zierten rosa Zuckerrosen. Und während meine Mutter den Tee einschenkte, wurde mir klar, dass in der Vollkommenheit eine große Schönheit lag. Sie lag in dem komplexen Muster auf den Teeelöffeln. Sie hatte in der erröteten, nackten Venus gelegen und in jeder entblößten Schulter, in jedem runden Oberschenkel. Ganz gleich, was Bücher mir bisher beigebracht hatten: Schönheit war dunkelhaarig und dunkelmündig, Schönheit lag in Rundungen, die mir vollkommen abgingen. Und als meine Mutter die Zuckerklinge zur Hand nahm, ging mir auf, dass meine Knochen nicht meine einzige Merkwürdigkeit waren. Ich war auch viel zu dünn. Und zu klein – ich war kleiner als Mutter, die ihrerseits bereits nicht als groß galt. Und ich war viel zu blass: milchfarbene Brauen und Wimpern sowie Haare, die meine Mutter einmal mit dem Mond verglichen hatte. Als ich jünger war, hatten mir diese Geschichten gefallen. Aber jetzt fragte ich mich, welcher Teil von mir überhaupt akzeptabel und irgendetwas wert war.